



richtungen die Biotopfläche drastisch verringert. Vielfältige Maßnahmen in den vergangenen Jahrzehnten haben den Zustand weiter beträchtlich verschlechtert. Hierzu zählen insbesondere Flussbegradigungen, Kanalisierungen und Eindeichungen. Höhere Fließgeschwindigkeiten der begradigten Flüsse führen zu Vertiefungen des Flussbettes, wodurch es mittelbar zu Grundwasserabsenkungen kommt. Diese wiederum verursachen Vitalitätsverluste der Altpappeln und führen nicht selten zum Absterben der Bäume.

Heute steht deshalb die Schwarzpappel auf der Roten Liste der gefährdeten Pflanzenarten.

Die Schwarzpappel ist der Baum des vergangenen Jahres 2006. Ihre Bedeutung ist recht vielfältig. Neben der umfangreichen Verwendung des Holzes ist

keine andere Baumart in der Lage, mehr Kohlendioxid aus der Luft zu binden und damit dem Treibhauseffekt entgegen zu wirken als die Schwarzpappel. Auch als Heilpflanze kommt ihr eine große Bedeutung zu. Ätherische Öle und die Gerbstoffe in den Knospen, den Blättern und der Rinde bewirken eine desinfizierende, fiebersenkende, schmerzlösende und zusammenziehende Wirkung. Besonders die Knospen wirken antibakteriell.

Aus den Pappelknospen lässt sich eine sehr wirksame Salbe gegen Hämorrhoiden und Verbrennungen oder auch ein Tee gegen Harnleiden herstellen. In der Hausmedizin hatte die Pappel einen hohen Stellenwert. *Dioskurides* empfahl eine Auflage aus Essig und Pappelblättern gegen Gicht, das Gemisch aus den Früchten mit Essig ergab eine gute Medizin gegen Epilepsie. Im Mittelalter benutzte man die Pappelsalbe als kühlende, Schmerz lindernde Einreibung. Und so wird die Pappelsalbe zubereitet:

Man erhitzt 500 Gramm Vaseline mit etwa 100 Gramm frischen Pappelknospen auf niedriger Stufe bis zum Kochen. Dann lässt man alles über Nacht abkühlen. Am nächsten Tag wird die Mischung noch einmal erhitzt bis sie flüssig ist. Im heißen Zustand durch ein engmaschiges Küchensieb gießen und in ein dichtschießendes Gefäß abfüllen. Bei der Entnahme der Salbe aus dem Gefäß immer ein Spatel oder Löffel verwenden. Kühl gelagert hält sich so die Salbe mindestens ein halbes Jahr. Um größere Verluste zu vermeiden kann man auch die Hälfte der Salbe zubereiten.

Fischerei im Spreewald – gestern und heute

EWALD MÜLLER / HEINRICH HARTING

Im „Heimatwanderer“, der Beilage zum „Cottbuser Anzeiger“ konnte man 1929 beim Lesen des Beitrags von Ewald Müller schon ins Schwärmen kommen:

„Der Spreewald bietet alle Grundbedingungen für eine eifrig betriebene Acker-, Wiesen- und Wasserwirtschaft. Namentlich die letztgenannte, die Fischerei, darf ihres hohen Alters wegen Anspruch auf besondere Beachtung erheben. Als erste Ansiedler verschiedener Spreewaldorte werden die Fischer genannt.“

Um ein klares Bild über den Stand der Fischerei im Spreewalde zu erhalten, ist der Wechsel der Verhältnisse in dieser Landschaft zu berücksichtigen. Der Spreewald in seiner ganzen Ausdehnung bildete ehemals ein großes Wassergebiet von Flußlauf, Sumpf und Lache, das die größeren Wasserläufe mit frischer Zufuhr versorgten. Diese ausgedehnte, für den Oberspreewald etwa 40, für den Unterspreewald etwa 20 Quadratkilometer umfassende Wasserfläche war nicht tief wie ein See, sondern flach, reich an Pflanzenwuchs und Baumbestand, ein Entwicklungsort zahlloser Lebewesen, der sich als Fischnahrungs-

gebiet ersten Grades darstellte. Dazu gesellten sich die stillen und warmen Brutgelegheiten auf den oft im Sommer überschwemmten Wiesenflächen und die Streckgebiete. So erklärt sich das massenhafte Vorkommen von Fischen der verschiedensten Art und stattlicher Krebse, welche die Wasserläufe bevölkerten. Mithin war der Fischreichtum des Spreewaldes wohl begründet.

Die Ergiebigkeit der Gewässer bot den Spreewaldbewohnern fast die tägliche Kost und den ersten Ansiedlern überhaupt die Möglichkeit, sich in der ausgedehnten Urwaldwildnis seßhaft zu machen. Vorgeschichtliche Altertümer aus germanischen Gräbern, Funde in der Erde, im Sumpfe und im Wasser, wie Angelhaken aus Bronze und tönerne Wurmbüchsen, geben uns die Gewißheit, daß bereits unsere Vorfahren die Fischerei im Spreewalde betrieben. Besonders eifrig gaben sich die im sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt in Norddeutschland sich ausbreitenden slawischen Serben, die Wenden, dem Fischereibetriebe im Spreeruche hin.

Ihre ersten Ansiedlungen muß man geradezu als Fischerorte bezeichnen. So wird berichtet, daß die ersten Bewohner



Hecht von
Adolf
Lehmann

von Burg von der Fischerei lebten und ihren Fang in Eimern aus Buchenborke, wendisch ‚zork‘, zum Verkaufe nach Cottbus trugen. In Leipe sollen zuerst neun Männer lediglich des Fischfangs wegen ihre Hütten erbaut haben. Die Nachricht, daß Krieger des Markgrafen Gero bei einer von ihrem Lager Klöden (Kleeden bei Lübbenau) aus unternommenen Bärenjagd unerwartet vor einer Anzahl Fischerhütten standen, läßt vermuten, daß diese Hütten den ersten Ansiedlern von Lübbenau gehörten. In einer Urkunde vom Jahre 1328 bestätigen die ersten Besitzer Lübbenaus, die Herren von Ileborg, den Städtern die Fischereigerechtsame. Schon damals also hatte sich die Fischerei zu einem Erwerbszweige der Bewohner herausgebildet. Die fischreiche Stadt nahm daher in ihr Wappenzeichen neben den drei Ileburger Sternen einen Fisch auf. Jahrhunderte hindurch blieb die Fischerei fortan der wesentlichste Erwerbszweig und die wichtigste Nahrungsquelle der Spreewälder. Noch bis in die neue Zeit hinein galt der Spreewald als das ertragreichste Fischgebiet Deutschlands, ja als wahres Eldorado für den Berufsfischer und Angler. Fast märchenhaft klingt der Bericht vom

Fange eines 33-pfündigen Karpfens in Schlepzig, obschon Exemplare dieser edlen Fischart im Gewichte von 20 bis 25 Pfund keine Seltenheit waren. Hechte von mehr als einem Meter Länge, Aale von Armdicke krönten oft die Bemühungen des Fischers. Die Iäsen (Aland) sollen in so dichten Scharen aufgetreten sein, daß man nachts bei der Kienfackel mit Speeren nach ihnen warf. Auch durch Tauchen wußte man Iäsen, Barsche, Plötzen und Quappen aus unterhöhlten Ufern, Löchern oder zwischen Baumwurzeln behutsam durch einen geschickten Griff zu fangen. Dieses Fischgreifen wird noch jetzt nicht nur von Erwachsenen (Burg), sondern auch von Kindern – von diesen vom Kahne aus – unternommen. Ebenso mit der Hand wurden die stattlichen Krebse aus ihren Löchern herausgezogen, aber auch vielfach mit dem ergiebigen Krebsnetzchen erbeutet ...“



Karpfen von Adolf Lehmann

Heinrich Harting, seit zehn Jahren Vorsitzender der Gemeinschaft wendisch/sorbischer Fischer in Burg und Umgebung weiß uns zu diesem Thema im heutigen Spreewald das Folgende zu berichten:

„Unser Fischerverein besteht seit 50 Jahren. Wir fischen auf 195 Hektar Wasserfläche in den drei umliegenden Kreisen, in 17 Dörfern. Das geht von Burg-Kauper bis nach Preilack, wo wir Gewässer gepachtet haben. Bei uns sind 160 Fischer aktiv. Wir sind im Gegensatz zu den Lübbenauer Fischern – die sind ein Betrieb – ein gemeinnütziger Verein und dürfen nur „Kochtopffischerei“ betreiben.

Der Lehrer Fahlisch in Lübbenau hat 1894 geschrieben, dass der Graf Lynar zentnerweise junge Hechte, Aale und anderen Edelfische eingesetzt hat. Da war die Fischerwelt noch in Ordnung. Wir setzen auch jedes Jahr Jungfische ein, viel mehr als der Graf damals. Seit über 50 Jahren! In den letzten fünf Jahren kostete das 25 000 – 30 000 Euro jährlich. Danach müssten wir Fisch in Hülle und Fülle haben. Statt dessen gibt es Beschwerden, dass der fangbare Fisch immer weniger wird, wir aber die Beiträge zum Verein und die Gebühren für die Angler höher setzen müssen.

Voriges Jahr haben Wissenschaftler an 16 verschiedenen Stellen elektrisches Probefischen gemacht. Ich war dabei. Das Ergebnis war erschreckend. Woran liegt das? Der Dümme müßte doch merken, dass es andere Ursachen gibt,



FOTO: RADOCHLA

Heinrich Harting bei der Reparatur eines Fischernetzes

dass der Fisch abwandert, wenn man 50 Jahre Fischbesatz macht und es ist kein Fisch da.

Manche sagen, das liegt an den vielen Paddelbooten. Der Fisch hat keine Rückzugsflächen, keine Ruhe mehr. Da ist was dran. Kolke – die Ausspülungen, die das Wasser am Fließ macht, und die als Ruhezone dienen könnten – gibt es kaum noch. Man müsste die Rabattengraben zwischen den Wiesen aufmachen, da könnte sich der Fisch zurückziehen. Die Faschinen am Fließ vor den Gräben sollte man rausnehmen, die Pfähle aber stehen lassen. So kommen die Paddler nicht hinein, aber der Fisch findet Ruhe. Ich habe auf meinem Grundstück einen Graben von vorne bis hinten fließbar gemacht und halte den

offen. Das könnten andere auch. Zum anderen ist das Wasser zu sauber. Es hat zu wenig Nährstoffe.

Wenn man die Verwallungen links und rechts an den Fließen, die durch das Ausbaggern entstanden sind, alle 50 Meter weg machen würde, könnte ein kleines Hochwasser wieder auf die Wiesen kommen. Wenn die Rabattengräben offen wären, würden wieder mehr Nährstoffe in die Fließe gelangen, wenn dann das Wasser zurück geht.

Und ein Drittes: Die Fließe wurden alle gerade gemacht. Der Graben hinter meinem Haus war früher ganz krumm

und bucklig. Heute sind alle Gräben schnurgerade. Da strömt das Wasser viel schneller hindurch als früher. Wir haben junge Quappen eingesetzt, die man vierzehn Tage später in Lehde zu Massen gefangen hat – da waren die bei uns schon weg. Die Quappe ist kein Fisch, der sich gegen diese Strömung hält.

Und die Biosphäre will noch dazu, dass sich noch mehr Fischotter, Fischreiher, Fischadler hier ansiedeln. Dann setzen wir unsere Fische nur noch für diese ‚lieben Tierchen‘ ein!

Es sieht also nicht gut aus mit der Fischerei im Spreewald.“



FOTO: RÄTTEI

Fischmarkt heute

Eine Ausländerin kommt nach Burg

Eine historische Wanderung

MARGA MORGENSTERN

Vielleicht erinnern Sie sich, dass ich Ihnen im vorigen „Stog“, dem „Schober 2006“, über Lübben und seine Geschichte erzählte.

Diesmal will ich mich auf den Weg spreeaufwärts nach Burg machen, ins „Ausland“ sozusagen. Denn wie zu lesen war, begann alles mit dem Potsdamer Edikt aus dem Jahr 1685, als Kurfürst Friedrich Wilhelm begann, zur Beförderung des Landes Ausländer nach Brandenburg zu holen. Die nachfolgenden Preußenkönige trieben die Besiedelung ihres Spreewaldes durch die Anwerbung von Siedlern aus den Nachbarländern voran. Als „Ausländer“ galten beispielsweise meine Vorfahren in Straupitz oder Byhleguhre, die bis 1815 zur sächsischen Niederlausitz gehörten. Ich selbst bin eine geborene Konzack. Meine Vorfahren väterlicherseits waren Wenden und mütterlicherseits waren es Deutsche beziehungsweise Hugenotten. Strittmatter würde also von mir schreiben, ich sei eine Halbwendin. So habe ich, wie sehr typisch für die evangelische Niederlausitz, sowohl wendische als auch deutsche Wurzeln. Ein jeder, der mich kennt, weiß, dass ich sehr gerne die wendische Tracht trage. Großmut-



FOTO: RÄTTEI

ter trug sie noch tagein und tagaus. In meinem Buch „Spreewalderrinnerungen“ habe ich ausführlich darüber geschrieben. Wie es bei uns Brauch ist, trage ich die Straupitzer Haube, denn in Straupitz bin ich geboren und aufgewachsen.

Auch in Straupitz begegnet uns wieder, wie schon im Lübbener Wappensaal der Name von Houwald. Hier erinnert vor allem die Straupitzer Kirche, die nach Entwürfen von Karl Friedrich Schinkel als dritte Kirche an diesem Fleck 1832 errichtet wurde, an das Geschlecht der Grafen von Houwald.

Deutlich spürt man in ihr den Geist der Aufklärung – keine Dunkelheit, keine Mystik – die großen unbemalten Fenster sorgen dafür, dass das Licht